

„Kiez International“ in der „Contact Zone“ Interkulturelle Konzepte in Berlin-Neukölln

Dr. Dorothea Kolland

I. Berlin – International, national, regional

Interkulturelle Kulturarbeit, Kulturpolitik, die an irgendeiner Straßenecke Berlins stattfindet, muss immer mit drei verschiedenen Ebenen von Politik und Verwaltung rechnen, die sie beeinflussen: Die Bundeshauptstadt-, die Landes –(bzw. Stadt-) und die Bezirksebene: drei unabhängig und oft auch unabgesprochen voneinander agierende Mächte unterschiedlicher Mächtigkeit. Damit ist nicht die selbstverständliche Gültigkeit von Bundes- oder Landesgesetzen und deren Auswirkungen gemeint, sondern faktisches Handeln oder Nicht-Handeln. Soll Kulturarbeit in einer der Regionen Berlins, wo die Multiethnizität tatsächlich stattfindet, vorgestellt werden, so muss dieses Koordinatensystem zumindest berücksichtigt und kurz in seinen Wirkungsmechanismen dargestellt werden. Doch noch vor die Bundeshauptstadtebene schiebt sich die „Welt-Ebene“: Die Botschaften vieler Länder dieser Welt, ihre Kulturattaches und ihre immer zahlreicher werdenden Kulturinstitute nehmen einen zunehmend relevanten Platz in dem großen Kulturangebot Berlins ein – sei es als Promoter ihrer Heimatkultur, Veranstalter, sei es als Vermittler von Künstlern aus oder nach ihren Heimatländern, sei es (dies allerdings am wenigsten) als vorsichtiger Mahner, ob die kulturellen Interessen ihrer in Berlin (bzw. Deutschland) lebenden Bürger auch hinreichend berücksichtigt seien. Hier entwickeln sich interessante Programme und neue Möglichkeiten des Wissens über Weltkulturen, die vor allem dann für die multiethnische Stadtgesellschaft von Bedeutung sind, wenn sie nicht nur in internationalen Hotel- oder Bankfoyers oder bei Botschaftsparties zu rezipieren sind, sondern sich auch dorthin wagen, wo die Multiethnizität tagtäglich stattfindet. Zu selten laden diese Präsentationen zum Dialog ein, doch liegt hier unbedingt ein Quäntchen Zukunft, das von beiden Seiten stark entwicklungsbedürftig, aber auch entwicklungsfähig ist.

Die Bundeshauptstadtebene ist in der Stadt vor allem mit dem „Haus der Kulturen“, um die Ecke des Bundeskanzleramtes gelegen, greifbar – auf hohem Niveau, gemeinsam finanziert vom Staatsministerium für Kultur und vom Außenministerium. Für die neue internationale Berliner Elite der Weltkulturbürger, nicht arm, weitgereist, gebildet, präsentiert es – mit wenigen populären oder pädagogischen Auslegern – Avantgarde und/oder Mode der Weltkulturen und/oder diejenigen, die in das deutsche außenpolitische Kalkül passen. Das Haus hat – nach längeren Verortungsproblemen in der Berliner Kulturlandschaft – eine wichtige Funktion als Orientierungspunkt der Produzenten insbesondere im Bereich der Performativen Künste und der Musik erobert. Zwar blicken viele Berliner Institutionen neidvoll auf den Etat des Hauses, sind aber doch froh darüber, dass der Berliner Haushalt damit nicht mehr belastet ist.

Bundeshauptstadtebene präsent ist bei den international-interkulturellen Veranstaltungen der Festspiele und bei den vom Hauptstadtkulturfonds geförderten Projekten der halb oder ganz freien Szene, für die insbesondere im Tanz- und Musikbereich, aber auch im Theater- und Literaturbereich Internationalität und Interkulturalität fast eine Selbstverständlichkeit geworden ist. Künstler, die für ein Projekt, ein Stipendium, einen Lebensabschnitt oder ganz nach Berlin kommen (manche lebten auch vorher schon hier oder sind sogar Berliner deutscher Herkunft)

, bestimmen die schnelle Avantgarde dieser Stadt, die der Avantgarde anderer Metropolen dieser Welt eng verwandt ist, sind es doch oft die gleichen Akteure. Wenn sie sich auf die Stadt einlassen, werden sie Teil der internationalen Stadtgesellschaft; viele von ihnen leben dort, wo bereits viele ihrer Landsleute leben, und sie fühlen sich dort wohl, weil sie international geprägtes Alltagsleben vorfinden. Das Geld aus den Bundestöpfen – aus dem Landestopf kommt so gut wie nichts – ist sehr willkommen, um Produktionen zu realisieren, es ist aber nicht die *conditio sine qua non*, um im gegenwärtigen Berlin zu leben. Die Bruchkante Ost/West, das Nichtfertige, die Chance, ihres- und seinesgleichen zu treffen, der Trendsetter-Ruf sind wichtiger.

Eher lähmend ist die Landesebene im Berlin des neuen Jahrtausends. Seine verfassungsrechtlich vorgegebene Aufgabe, Kunst und Kultur zu ermöglichen, kann Berlin nur mit Ach und Krach, aber nicht mit zukunftsverheißendem Blick erfüllen. „Wir schaffen kaum das Eigene, warum soll man sich da um das Fremde kümmern“, scheint die Devise zur Kultur, die nicht die eingeborenen Institutionen betrifft, zu sein. In der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur wurde der Referent für Kulturaustausch und sein Etatansatz abgeschafft, der Arbeitsbereich „Städtepartnerschaft“ bei der Senatskanzlei wurde auf zwei Häppchen und eine Fahrkarte reduziert – der Rest der Gnade der Lotto-Stiftung anheim gestellt. Der Fördertopf für „kulturellen Aktivitäten nichtdeutscher Mitbürger“, 1988 eingerichtet, ist auf ein Viertel der Ausgangssumme eingeschrumpft und wird fast zur Gänze von einem unselig agierenden Erbhof, einer Spielstätte für türkisches Theater, die seit Jahren nicht lebt, aufgesogen. Förderung insbesondere für Theaterproduktionen, die auf einer nicht-deutschsprachigen Bühnenpräsenz beharren, ist so gut wie unmöglich, da die Jury auch in Zeiten, als noch Geld vorhanden war, ihr Unvermögen der Beurteilung einer fremdsprachigen Performance zum Ausjurierungskriterium machte. Dazu kam eine auf den deutschen Nachwuchs und deutsche Theatertradition konzentrierte Ausbildung an den Hochschulen. So konnte sich in Berlin –trotz wilder Spielfreude insbesondere türkischer, aber auch kurdischer, iranischer, mexikanischer, kroatischer, chilenischer und argentinischer Akteure, um nur die aktivsten zu nennen – kaum eine interessante professionelle „Urban Theatre“-Szene entwickeln, wie sie im europäischen Kontext zumindest in Großbritannien, Frankreich und den Niederlande anzutreffen ist¹. Viel zu wenig Gruppen aus nicht-deutschen ethnischen Zusammenhängen hatten die Chance, sich professionell zu entwickeln und sich zu messen mit anderen Produktionen, weil sie nicht zum richtigen Zeitpunkt Förderung, Beachtung und Kritik erfuhren. So hat sich in Berlin die Meinung – und leider auch weitgehend die Realität – eingebürgert, dass nicht-deutsches Theater aus Berlin eher auf gutgemeintem Amateurtheaterlevel stattfindet, die Kunst oder gar die Avantgarde aber anderswo zu suchen sei,. Diese wiederum disqualifiziert jedoch Elemente nicht-westeuropäischer Theatersprache – es sei denn, sie kämen aus New York - gemeinhin als Folklore. Ansonsten gilt bei der Landes-Künstlerförderung selbstverständlich, dass Qualitätskriterien den Ausschlag zu geben haben und nicht die nationale oder kulturelle Herkunft. Die Haushaltslage aber zwingt zu einer Extremauswahl, die Risiken kaum mehr zulässt und nur minimale Förderung ermöglicht. Damit kann sie der aktuellen Kunstlandschaft Berlins nicht im geringsten gerecht werden. Zudem ist bedauerlich, dass es wohl in keinem anderen Kulturministerium eines Bundeslandes einen so eng gefassten Kulturbegriff gibt wie in Berlin, der „Kunst“ zum alleinigen Zuständigkeits- und damit Förderkriterium bestimmt. Alles, was der Gemeinwesenarbeit, der Soziokultur, der Kulturpädagogik, der Arbeit mit Amateuren etc. nur im entferntesten verdächtig sein könnte, fällt durch die Roste des

Fördergrills. Dies ist kein rot-rotes Phänomen, aber es ist unter rot-rot auch nicht geändert worden.

Von diesem Verdikt sind fast alle Projekte betroffen, die Kulturarbeit im multiethnischen Kontext betreiben. Für einige gibt es das Auffangbecken der Senatsverwaltung für Schule und Jugend (ebenfalls heftigsten Kürzungen unterworfen!), andere finden eine kleine Unterstützung im Sozialsenat im kleinen Ressort der Ausländerbeauftragten. Die wichtigste Kultureinrichtung Berlins für ihre vielen Kulturen, Ergebnis einer langen Migrationsgeschichte, wird denn auch nicht vom Kultursenat, sondern vom Sozialsenat getragen: Die „Werkstatt der Kulturen“ in der Neuköllner Wissmannstraße, in einer wunderschönen alten Brauerei, an der Grenze zu Kreuzberg. Zunächst heftig befeindet von den in Berlin lebenden nicht-deutschen Communities, weil sie fürchteten, das Bisschen Förderung, das sie erhielten, würde nun in die Werkstatt – „Aspen-Institut der Mittelmeerländer“, so wollte es der damalige Sozialsenator Fink – fließen. Nach einem arroganten Anfang Ende der 80er Jahre und einem erzwungenen Leitungs- und Konzeptwechsel erfüllt heute die „Werkstatt der Kulturen“ hervorragend ihre Aufgabe als Spielstätte, Beratungs- und Vernetzungsort, Herausforderer, Inspirator, Qualifizierungs- und Innovationsherausforderer und Kommunikator für Kulturprojekte der in Berlin lebenden Migranten und gilt als spannender Ort für die, die wissen wollen, welche Themen und ästhetischen Formen die Weltkultur in Berlin wählt.

Das weit über Berlin, ja über Deutschland hinaus bekannte Symbol für die neue Lust an kultureller Vielfalt, der „Karneval der Kulturen“, ist in dieser Neuköllner Ideenfabrik entstanden und wird von hier aus betreut und organisiert und beginnt hier alljährlich zu Pfingsten seine fantasievoll-bunte Schlange durch Berlin zu ziehen; für die Aktivisten durchaus kein Wochenend-Event, sondern Ergebnis mühevoller Vorbereitung, für die es keinerlei Unterstützung gibt. Wieweit der „Karneval“ tatsächlich zu einem besseren Verständnis der Kulturen beizutragen vermag, sei dahingestellt – unbestreitbar und auch unbestritten ist er Ausdruck dafür, dass es sehr viele Menschen (bei gutem –Wetter waren es schon eine Million, bei schlechtem nicht viel weniger) eines riesigen Festes würdig finden, den Reichtum, der dem Zusammenleben vieler Kulturen entspringt, gemeinsam zu feiern.

Ein Trauerspiel war jedoch der Kampf um die Finanzierung dieses Festes, das keine so mächtige Lobby wie die Love Parade hat. Ohne Planungssicherheit Jahr für Jahr hin- und hergeworfen zwischen Lotto und Hauptstadtkulturfonds, die sich beide nicht mit neuer institutioneller Förderung belasten wollten und durften, trotz überwältigendem Medien- und Publikumsecho nicht interessant genug für Groß-Sponsoren, droht der Kollaps. Eine Lösung scheint am Horizont auf, sie ist allerdings noch nicht beschlossen und damit druckreif, eine Lösung, die Bund, Land und Bezirke als Produktions- und Austragungsorte zusammenbindet.

Das Fazit für das Land fällt traurig aus, dabei wird gerade aus der Apostrophierung Berlins als internationale Metropole mit Recht versucht Zukunft zu schöpfen. Damit sind aber eher Konzerne, Banken und Institutionen gemeint als Menschen. Vielleicht hat das Land Berlin ausländerpolitische Grundsätze; doch Leitlinien für Kulturpolitik (oder eine Debatte darüber), die auf die multiethnische Realität Berlins reagiert, sind nicht bekannt. Dabei geht es - nicht immer, aber auch - um Geld, vor allem im Bildungsbereich. Man hangelt sich von Ast zu Ast und hofft, dass doch immer wieder ein nächster Ast da ist.

Neben der staatlichen Ebene gibt es natürlich viele weitere Akteure in der Berliner interkulturellen Kulturarbeit. Dies sind insbesondere die Kirchen und die laizistischen Wohlfahrtsverbände, die noch aus der Zeit der Gastarbeiterbetreuung heraus Träger vieler lokaler Kommunikationsorte und Betreuungseinrichtungen sind, die veritable

Kulturarbeit machen. Diese Einrichtungen sind auch wichtige Anlaufpunkt für die Berliner nicht-deutscher Herkunft: Sind in der öffentlichen Verwaltung und ihren Einrichtungen die Mitarbeiter nicht-deutscher Herkunft immer noch mit dem Mikroskop zu suchen (und eher im Bau- als im Sozialamt zu finden), so haben die Freien Träger viele Migrantinnen und Migranten zur Betreuung ihrer Landsleute eingestellt.

Aus einem Selbsthilfeverein hat sich das besonders bemerkenswerte Süd-Ost-Europa-Zentrum in Kreuzberg entwickelt, das insbesondere während des Balkan-Krieges die Erinnerung eines friedlichen Kulturkonglomerates erhalten wollte und für viele Künstler des Balkan zum wichtigen Anlaufpunkt im Verlaufe des Krieges wurde, konfrontiert mit Strömen zunehmend traumatisierter Flüchtlinge; es wurde zum visionären und zugleich ganz praktischen Strohalm für viele Menschen.

Zu vielfältigen Selbsthilfeorganisationen anderer Art haben sich Migranten – wie auch in anderen Städten - zusammengeschlossen; zu Kulturvereinen, Lobby-Organisationen wie dem „Türkischen Bund“ oder der „Türkischen Gemeinde“; die türkischen Kulturleute haben 2000 mit der Gründung des „Türkischen Kulturrates“ den xten Versuch einer Selbstorganisation unternommen; andere wieder schlossen sich in sich eher hermetischen religiösen oder national/ethischen Zirkeln zusammen. All diese verschiedenen Ebenen und Akteure bestimmen das Koordinatensystem, in dem multiethnische Kulturarbeit vor Ort stattfindet oder stattfinden soll, da, wo die Menschen leben, wo sich Alltag abspielt, wo sich aber auch Zukunft entscheidet, wo geliebt und gehasst wird. Dieses große Koordinatensystem erhält weitere Dimensionen durch Gesetze und Verfahren, die es gibt oder die es geben soll und die Rechts- und damit Lebensunsicherheiten beenden könnten, es wird ferner überlagert von unterschiedlichen religiösen und ethischen Wertvorstellungen, die scheinbare Selbstverständlichkeiten der Alltagskommunikation aushebeln und „critical incidents“ auslösen, und es wird brüchig durch die soziale Wirklichkeit Berlins, die in den Kitas, Schulen, Sozial- und Arbeitsämtern greifbar wird.

1.Global Village mit 130 Nationalitäten: Neukölln

Wie agiert Kulturarbeit und Kulturpolitik, die auf die multiethnische Realität reagiert und zugleich eingebunden ist in deren gesamtstädtisches unkoordiniertes Koordinatensystem, nun an der apostrophierten Straßenecke vor Ort? Kulturarbeit, die eine große Chance darin sieht, Engstirnigkeiten, Zwänge, abgestandene Traditionen, Verarmung von Wahrnehmung, drohende Provinzialität zu durchlüften und neue Horizonte ahnbar werden zu lassen?

Auf nach Neukölln.

Der Bezirk Neukölln von Berlin (ca. 312 000 Einwohner) ist einer der Bezirke mit dem höchsten Migranten- und Ausländeranteil Berlins. Die Durchschnittszahl von ca. 26% ist zudem ein verfälschender Mittelwert, da sich die Populationen in diesem Flächenbezirk stark unterscheiden: Im nördlichen sehr dicht bebauten Altstadtbereich konzentriert sich eine sozial schwache, von hoher Arbeitslosigkeit betroffene, sehr internationale Bevölkerung (Indiz sind die Grundschulen inkl. Vorklassen – der Durchschnitt liegt in diesem Einzugsbereich bei einem Ausländeranteil von 78%, der Süden ist wohlhabender und wesentlich weniger international. Eine Ausnahme im Süden stellt die Gropiusstadt dar (ca. 40 000 Einwohner); hier machen Aussiedler aus den ehemaligen GUS-Staaten und Polen eine relevante Größe – ca. 20 % - aus. Die Atmosphäre dieses Bereichs ist international geprägt, allerdings auf der Basis

sehr heterogen nebeneinander existierender ethnisch und/ oder religiös geprägter Communities, die ihre autonomen Versorgungs-, Religions- und Freizeitnetzwerke haben. Die Abgrenzung voneinander ist um so intensiver, je geringer der Bildungs- und Sozialstandard ist, beginnend mit geringer Sprachkompetenz und oft mündend in Arbeitslosigkeit gerade der Neuköllner nicht-deutscher Herkunft, von denen viele ohne Berufsausbildung bleiben.

Der Anteil von Kindern und Jugendlichen insbesondere im Innenstadtbereich ist hoch.

Für viele von ihnen endet die Gemeinsamkeit mit Schulschluss; im Freizeitbereich entwickeln sich gerade unter männlichen Jugendlichen Cliquen und Banden, die sich gegenseitig bekriegen. Das Gewaltpotential ist hoch. Die Mädchen sind stark in Kinder- und Haushaltsbetreuung eingebunden. Die geringe Sprachkompetenz perpetuiert sich, weil für viele der hier aufgewachsenen jungen Männer Mädchen aus der Türkei als Ehefrauen geholt werden, die wiederum kein Deutsch können und ihren Kindern auch kein Deutsch beibringen können. Es gibt Grundschulen in Neukölln, die Schwierigkeiten haben, wenigstens drei muttersprachlich deutsche Kinder pro Klasse aufzutreiben. Oft ist die Umgangssprache der Schüler den Lehrern unverständlich. Kinder fungieren als Dolmetscher in Eltern-Lehrergesprächen (wenn sie überhaupt stattfinden). Ob das übersetzte Wort dem ursprünglich gesprochenen entspricht, sei bei kreativen Kindern dahingestellt.

Die Neuköllner Bildungseinrichtungen versuchen zu reagieren. Die Volkshochschule – seit langem in Berlin führend in Sachen „Deutsch als Fremdsprache“ - führt viele Mütter-Sprachkurse durch (auch diese sind finanziell gefährdet). Ungewöhnlich engagierte Lehrer an den Schulen versuchen die Situation zu domptieren, einige Zusatzstunden sind von Neuköllner SPD-Schulpolitikern erkämpft worden. In der Not werden neue Schulmodelle geboren wie etwa die „Regenbogen-Schule“, die auf ihre Schwierigkeiten mit einer dezidierten Kunstbetonung reagierte und inzwischen Preise für innovative Schulmodelle erhält. Der sicher sinnvolle Vorstoß der Bundesregierung, auf eine solche Situation mit Ganztagschulen zu reagieren, ist kaum umzusetzen, weil damit ein erhöhter Raumbedarf verbunden ist, die Schulen jedoch in dichtestbebauten Altbauregionen liegen und bis auf den letzten Platz belegt sind. Die Variante, Grundschüler in leerwerdende Marzahner Schulen, 15 km entfernt, zu verfrachten, wäre jedenfalls keine Lösung.

Das ausführliche Beharren auf dem Bildungsbereich ist kein Zufall, sondern nach vielen –Jahren Stadtteilkulturarbeit tiefste Überzeugung: Wenn Deutschland, wenn Berlin, wenn Neukölln nicht diese immense bildungspolitische Herausforderung erkennt und ernsthaft darauf reagiert, verlieren langfristig Versuche und Modelle von Kulturarbeit in einem von Migration geprägten Lebensraum an Perspektive.

Neukölln beheimatet Menschen aus ca. 130 verschiedenen Staaten. Der größte Anteil von Neuköllnern nicht-deutscher Herkunft stammt aus der Türkei; weitere relevante Gruppen sind Araber (darunter viele Palästinenser, deren Erfahrung im Libanon-Krieg und in Lagern zu ausgeprägter Gewaltbereitschaft geführt hat), Afrikaner (die meisten der in Berlin lebenden Afrikaner wohnen in Neukölln), Polen, Russen (wobei viele der Aussiedler von ihrer kulturellen Prägung her in diese Gruppe zu rechnen sind). Andere größere Gruppen kommen aus Südostasien, aus Indien und den traditionellen „Gastarbeiter-Ländern“.

Und die Neuköllner deutscher Herkunft? Auch hier zerfällt der Bezirk in sehr unterschiedliche Regionen. Vom alten klassenbewussten „roten Neukölln“ ist vor allem die Armut übrig geblieben, die unser Sozialamt zu einem der größten der Republik machte, und die Arbeitslosigkeit. Das – traditionell auch sehr

klassenbewusste – Neuköllner Bürgertum hat sich eher in die Einfamilien- und Reihenhaus-Siedlungen des Neuköllner Südens zurückgezogen. Die „Gropiusstadt“ und das neue „Frauenviertel“ (weil die meisten Straßen nach Frauen benannt sind) ragen eher als Solitäre heraus; die meisten ihrer vielen Migranten haben einen deutschen Pass, sie sind Aussiedler und wehren sich vehement, mit den Türken in einem Problemtopf vereint zu werden.

Fremdenfeindlichkeit und Rassismus ist bei der deutschen Bevölkerung weniger im internationalen Norden – die Quantität zwingt zur Koexistenz - als im Süden vorhanden. Hier sind auch deutliche Ab- und Ausgrenzungsmechanismen zu registrieren. Insgesamt ist die Atmosphäre in Neukölln jedoch nicht xenophob, sondern realitätszugewandt, rauh und offen. Wer es nicht aushält, zieht eher lautlos aus dem multiethnischen Innenstadtbereich weg. Das tun leider viele, insbesondere Familien mit Kindern, für die die Schulsituation schwer erträglich ist, oder denen es in einem international bewohnten Haus zu laut ist. Andere rücken nach – junge Singles mit geringem Einkommen, Studenten, Intellektuelle, Künstler - viele davon selbst mit nicht-deutschem Hintergrund, Menschen, die sich anderswo die Miete nicht leisten können, aber doch nicht in eine der Hochhaus-Vorstädte ziehen wollen. Viele von denen, die wissen, auf was sie sich einlassen, reizen die internationalen Einkaufsmöglichkeiten, das unprätenziöse Umgehen der Menschen untereinander, die urbane Atmosphäre. Der berühmte Türkenmarkt dienstags und freitags, von vielen Stadtführern nach Kreuzberg verlegt, verleiht dem Neuköllner Maybach-Ufer südliche Farben und Gerüche.

Neukölln ist geprägt durch ein kaum ins Gewicht fallendes Bildungsbürgertum, durch eine lebendige Subkultur, in seiner Mehrheit aber durch Menschen, die es eher nicht gewohnt sind, ihr kulturelles Schicksal in die eigene Hand zu nehmen, weil sie es nie gelernt haben – und dies betrifft Menschen aller hier lebenden Nationalitäten, die Deutschen wie die aus den anderen 129 Ländern.

Trotzdem hat sich in Neukölln eine stabile, vielfältige Kulturlandschaft entwickelt. Mit relativ wenig Geld und viel Lust auf Experimente wurden Strukturen aufgebaut, die nachhaltig und belastbar sind. Wir hoffen, dass sie auch die Milliardenlöcher des Berliner Haushaltes überstehen. Die Neuköllner Bezirkspolitik jedenfalls hat begriffen, dass die Neuköllner Kultur eines der wenigen Talente ist, mit denen der Bezirk wuchern kann.

Dass die Internationalität auch ein solches Talent sein könnte und in der beginnenden Leitbilddiskussion für diesen Bezirk, dem nach wie vor das „Spiegel“-Etikett „Bronx“ anhaftet, eine durchaus positive Rolle spielen könnte, versuchte eine Werbeagentur der Haupteinkaufsstraße, der Karl-Marx-Straße vorzuschlagen, zu einem Zeitpunkt, wo ein deutsches Traditions-geschäft nach dem anderen türkischen oder russischen Billigläden weichen musste. Der Zeitpunkt war ungünstig, die Idee zumindest diskussionswürdig. Das Entsetzen auf Seiten des Handels, der Politik und der Verwaltung deutete jedoch darauf hin, dass die statistische wie die lebendige Realität auf der Straße noch nicht in den Köpfen derer angekommen ist, die Strukturen für die Zukunft konstruieren sollen. Ebenso wenig wie in den Wirtschaftsverbänden oder in den Parteien (Ausnahme: Die Vorsitzende der Neuköllner PDS ist Kurdin) Menschen nicht-deutscher Herkunft hörbar ihre Stimme erheben (oder dazu eingeladen werden), sind sie im Bezirksparlament oder in der Exekutive spürbar vertreten. Erst im Herbst 2002 wurde in diesem von Migration geprägten Bezirk eine eigene Stelle für eine Migrationsbeauftragte bereitgestellt und besetzt.

Diese Nicht-Wahrnehmung eines wichtigen Aufgabenfeldes durch die bezirkliche Politik führte dazu, dass die Migranten bzw. die für sie arbeitenden Institutionen ihr

Schicksal selbst in die Hand nehmen. Doch auch die wenigen staatlichen Stellen, die die Bedeutung der Veränderung Neuköllns zu einem multiethnischen Gemeinwesen ernst nahmen oder von der Realität dazu gezwungen wurden, mussten handeln. Man versuchte, innerhalb seines „Zuständigkeitsbereichs“ – sei dies innerhalb des Sozialamtes, innerhalb des Jugendamtes, innerhalb der Schulamtes, innerhalb der Volkshochschule, innerhalb der Musikschule, innerhalb des Kulturamtes angemessen zu reagieren, übergreifende politische Leitlinien wurden jedoch weder diskutiert noch beschlossen. Abgesehen von der Kontrolle der korrekten Ausführung gesetzlicher Vorgaben wurde der Arbeitsbereich „Migranten“ nicht koordiniert, aber auch nicht gebremst. Dies führte zu einer Situation, die einerseits eine gewisse politische Unverbindlichkeit beinhaltet, zum anderen aber Raum lässt für Experimente und schnelles Agieren. Ihre Tragfähigkeit ist bestimmt durch gegenseitiges Vertrauen und Verlässlichkeit baut.

Seit 1981 vertritt der „Ausländerarbeitskreis der Kreissynode des Kirchenkreises Neukölln“ als stabilster Faktor die Belange der Neuköllner Migranten. Koordiniert durch einen Pfarrer arbeiten seitdem 20 – 30 Organisationen und Institutionen zusammen, unabhängig von jeglicher Religionszugehörigkeit. Allerdings grenzen sich seit kurzem islamisch geprägte Gruppierungen aus, die fundamentalistischeren Gruppierungen haben sich nie angesprochen gefühlt. Vermutlich hat dieser Arbeitskreis in Neukölln mehr erreicht als jeder Ausländerbeauftragte. Er ist das tragende Kommunikationsnetz, hier werden Probleme und Strategien zu ihrer Lösung ausgedacht, hier wird die Lobbyarbeit organisiert, hier werden Kooperationen und Öffentlichkeitsarbeit erdacht. Selbstverständlich ist die „Werkstatt der Kulturen“ Mitglied dieses Arbeitskreises, und selbstverständlich ist das Kulturamt engstens eingebunden.

2. „Kiez International“ – multiethnische Kulturpolitik in praxi

Sichtbares Symbol dieser engen Verzahnung von Migrationspolitik, multiethnischer Gesellschaft und Kultur ist das jährliche Fest „Kiez international“, seit 1982 unverrückbar auf der Festagenda Neuköllns mit vielen Gästen aus dem Rest der Welt.

Entstanden ist das Bündnis aus der Not: Dem Kulturamt wurde in den Anfangsjahren verboten, bei seinem Fest „Kiez international“ politische Mißfallensäußerungen zur aktuellen Ausländerpolitik von Migrantorganisationen an deren Informationsständen zuzulassen. Darauf entschied man sich zur Kooperation: Kulturamt und Ausländerarbeitskreis wurden zu gemeinsamen Veranstaltern, das Kulturamt war für die Kultur, der Ausländerarbeitskreis für den Rest verantwortlich. Die Bezirkspolitik war zufrieden, wir konnten weiterarbeiten.

Aus dem Zweckbündnis entwickelte sich eine immer wieder neu sorgfältig auszubalancierende Partnerschaft, deren sichtbares Ergebnis das Fest war und ist, die aber zu einer Verantwortungspartnerschaft für den gesamten Bereich der Neuköllner Migranten führte. Das Fest ist inzwischen das dienstälteste seiner Art in Berlin; die internationale Szene Neuköllns hält eisern daran fest – nach dem Motto: „Wir haben das ganze Jahr über so viele Existenzkämpfe zu bestehen – lass uns ein Wochenende gemeinsam feiern“. Finanzielle Nöte brachten das Fest fast zum Erliegen, bis die „Werkstatt der Kulturen“ mit ihrem Tanzfest „Bewegte Welten“ mit ins Boot bzw. auf den Richardplatz – direkt im Herzen des alten Dorfkerns – kam und seit fünf Jahren die in Berlin aktiven traditionellen Tanzgruppen all der hier aktiven Communities präsentiert: eine Revue von indischem bis mexikanischem, spanischem bis finnischem, russischem bis brasilianischem Tanz. Es gibt keine andere Gelegenheit in Berlin, eine solche „Leistungsschau“ der globalen Berliner Tanzszene

mitzuerleben; und sie gehört zu den wenigen Anlässen, wo – als Zuschauer - türkische Frauen Koreanerinnen und wo Russinnen Rumbatänzerinnen und -tänzern zusehen. Dies kleine internationale Stadtkulturfestival wurde bislang von der Senatsverwaltung gefördert – wir machen uns große Sorgen um seine Zukunft. Das Tanzfest ist flankiert von einer „Leistungsschau“ des Gaumens und der Nase, präsentiert von all den Selbsthilfe- und Migrantprojekten – in Neukölln sind beheimatet und arbeiten z.B.: der „Arabische Kulturverein“, der „Palästinensische Verein“, „Al Huleh e.V.“, der „Koreanisch-deutsche Kulturkreis“, der „Goldene Lilien e.V.“, die Tamilische Gemeinde, der Tunesische Unterstützungsverein El Kantara, das Afghanische Kultur- und Kommunikationszentrum, der Türkische Bund Berlin-Brandenburg, „Em-Der - Hilfs- und Solidaritätsverein für Rentner, Behinderte und Senioren“, „Marché Noir“, „Al Muntada“, „Kurdistan Kultur- und Hilfsverein“, „Deutsch-Philippinische Freunde“, „To spiti“, „Ugrak“, „Suroyoyo Kulturverein“, Frauennetzwerk des Sudan u..a, die mit dem Essen ihre Infos verkaufen und vor deren Ständen sich zu späterer Stunde selbst kleine Tanzfestivitäten entwickeln – mitten im Herzen des „deutschen Dorfes Rixdorf“, wie Neukölln einst hieß.

Das Fest „Kiez international“ symbolisiert die Vertrauenspartnerschaft zwischen Kultur und multiethnischer Gesellschaft in Neukölln, es symbolisiert in gewisser Weise aber auch die kulturpolitischen Grundsätze, die sich für unsere Kulturarbeit in unserer Globalität beherbergenden Bezirk entwickelt haben: Sie sind zugleich Ergebnis von Realität und Praxis wie von Reflexion und politischen Überzeugungen, von Fehlern wie von Erfolgen; sie sind nie fertig, sondern müssen immer reaktionsfähig sein.

Die Reflexion der Erfahrung in der Zusammenarbeit mit vielen ethnischen Gruppierungen wie auch die außen- wie innenpolitischen Veränderungen der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für viele Migranten, die schließlich auch die Notwendigkeit haben deutlich werden lassen, Deutschland als Einwanderungsland zu akzeptieren, müssen Konsequenzen zeitigen für Kulturarbeit, die auf gesellschaftliche Notwendigkeiten wie Gegebenheiten antworten will. Der Kern dieser neuen Kulturarbeit: Sie positioniert den Bezirk und seine Kulturarbeit als Teil des „Global village“ und begreift ihn andererseits als Heimstatt relativ selbständiger, selbstbewußter, sich möglicherweise zeitweise von einander abschottender nationaler Communities.

Das Konzept „Kiez international“ trägt, weil es die beiden sich scheinbar widersprechenden Flügel dieser Kulturarbeit zusammenhält, indem es sich bemüht, die Interessen von Mehrheits- und Minderheitskulturen in ethnischer wie in sozialer Hinsicht zu berücksichtigen.

3.Kultur in Neukölln als Teil der World Wide Cultur

So, wie beim Tanzfestival „Bewegte Welten“ Welt-Tanzkultur vorgestellt wird, präsentieren wir in unserem gesamten Veranstaltungsprogramm internationale Kunst und Kultur. So, wie es selbstverständlich ist, im world wide web zu surfen, so versuchen wir uns auch in der Globalität der Kultur und ihrer unendlich vielen Facetten zu bewegen.

Diese Erkenntnis hat Konsequenzen für unsere Kernaufgabe, nämlich ein angemessenes Kulturangebot zu garantieren: Eine Internationalisierung des Kulturangebots ist im Kern nichts anderes die Akzeptanz von Kultur als world wide culture und eine Antwort auf die Migrationsbewegungen, die auch Deutschlands Bevölkerung erheblich verändert haben. In unseren Kommunen leben viele Menschen aus der ganzen Welt, die in dieser internationalen Kultur zuhause sind –

gut ausgebildete, weltkulturerfahrene Menschen, die sich selbstverständlich in verschiedenen Kulturtraditionen bewegen und am gemeinsamen Weltkulturerbe teilhaben. Sicher unterschätzen wir auch, wie viele Menschen deutscher Herkunft Migrationserfahrung haben oder zumindest zeit- und andeutungsweise – wenigstens im Urlaub – andere Kulturen kennengelernt haben.

Zum Glück ist die Präsentation von Weltkultur in Berlin-Neukölln auch bei einem mageren Budget möglich: Viele spannende internationale Künstler leben in unserem Bezirk, die ihre Arbeiten gern bei uns vorstellen, - chinesische Klangkünstler, japanische Installationskünstler, chilenische Komponisten, indische Tänzerinnen, ägyptische Maler, um nur eine Andeutung zu geben -, es gibt inzwischen das „New Koelln Orchestra, in dem auf Initiative eines österreichischen Trompeters Musiker aus aller Welt, die in unserem Bezirk leben, in unterschiedlichster Besetzung zu unterschiedlichsten Anlässen zusammen Musik machen. Es gibt aber auch – und hier profitieren wir von der Bundeshauptstadt – Interesse der Botschaften und Kulturinstitute (manchmal muss das Interesse erst geweckt werden...), Künstler ihrer Länder auch außerhalb der Hochkultur-Tempel auftreten und ausstellen zu lassen. Diese Ebene ist ausbaufähig.

Präsentation alleine genügt jedoch nicht; es gilt in einer sozial und bildungsmäßig defizitären Kommune auch die Aufgabe zu lösen, wie Menschen die Chance bekommen können, diese Weltkultur rezipieren zu können. Hier setzen die viel größeren Schwierigkeiten ein, bei denen ethnische Differenzen keine entscheidende Rolle mehr spielen.

Bei „Kiez international“ ist das Problem gelöst – das Fest ist allen bekannt. Ein anderes „gelöstes Problem“ ist die sommerliche Konzertreihe „Sommer im Park“ – jeden Sonntag von Juni bis September, 18.00 Uhr, in einem wunderschönen kleinen Park mitten im Kiez, umsonst & draußen. Dazu laden wir Ensembles ein, die sich alle mehr oder weniger im „Weltmusik“-Spektrum bewegen, von „E-Musik“ bis Ethno, von Sinfonieorchester bis Jazz-Ensemble. Wir agieren als Preisdrücker, die Ensembles kommen trotzdem, weil sie ein selbst für Berlin einmaliges Publikumsgemisch vorfinden, von deutschem Punk bis türkischem Opa, vom Freundinnen-Gespann bis zur Ausflugsgruppe des Behinderten-Wohnheims, von Studenten bis zur palästinensischer Großfamilie, umsummt von einer Horde Kinder.

Doch an den üblichen Kunstorten – den Galerien, Theatern, Museen – genügt es nicht, internationale Kunst zu präsentieren, auch dann nicht, wenn die Künstler verbunden sind mit relevanten hier lebenden ethnischen Gruppen. Schwellenangst ist kein ethnisches, sondern ein soziales Problem, das in Einzelfällen mit dem jenseits der Schwelle zu erwerbenden Eis oder Bier zu überwinden ist (unsere Galerie ist durch ein kleines Cafe zu betreten).

Auch wenn vieles nicht so viele Menschen erreicht wie gewünscht – die Weltkultur vor Ort hinterläßt Spuren. Buddhistische Mönche, japanische Kalligrafinnen, chinesisches Schattentheater, gespielt von „Original-Chinesen“, mexikanisches Totenfest, aktuelle Kunst aus aller Herren Länder: Es ist etwas hängen geblieben, es hat Augen, Ohren und Köpfe geöffnet.

4. Kulturarbeit als Contact Zone

Migration hat Gemeinwesen immer beeinflusst; Gemeinwesenstrukturen sind immer Veränderungen unterworfen, wenn sich Bevölkerungsstrukturen verändern. Berlin ist letztlich ein Ergebnis von Migration, beginnend mit den Hugenotten; später kam der typische Berliner aus Pommern oder Ostpreussen, noch später – in den 1960er Jahren - aus Schwaben oder Sachsen, dann aber verstärkt durch Arbeitsimmigranten

aus der Türkei, Griechenland, Jugoslawien, Spanien, Portugal oder Vietnam und durch internationale Flüchtlingsbewegungen. Zeitlich befristet geplante Aufenthalte wurden für viele Menschen zum Daueraufenthaltsort: Deutschland wurde zum Einwanderungsland, ohne sich dieser Tatsache bewusst zu werden. Dieser Prozess vollzog sich natürlich auch in Neukölln, beginnend mit den böhmischen Exulanten, die sich auf Einladung Friedrich Wilhelms I. im Zuge dessen Peuplierungspolitik ab 1737 als Glaubensfreiheit und Arbeit suchend in Rixdorf (später Neukölln) niederließen. Ende des 19. Jahrhunderts explodierte Rixdorfs Bevölkerung durch Arbeitsmigranten vor allem aus dem Osten, und nach 1960 wurde Neukölln zu einem begehrten Wohngebiet der neuen Migranten, aufgrund seiner Größe jedoch nicht ganz so deutlich zum „Türkenghetto“ tendierend wie Kreuzberg.

Mit dieser neuen, große ethnische Gruppen umfassenden Migration sind quer zur sozialen Segmentierung des Gemeinwesens neue ethnisch definierte Strukturen getreten, die „ethnischen Communities“. In den vergangenen Jahrzehnten von den Multi-Kulti-Enthusiasten und Schmelztiegeloptimisten – zu denen sich die Verfasserin durchaus rechnet – als temporäres, erzwungenes, aber vorübergehendes Problem gewertet, haben wir begonnen, eine andere Haltung zu dieser Entwicklung einzunehmen und sie als Struktur wahrzunehmen.

Diese „ethnischen Communities“ sind durchaus nicht einfach zu reduzieren auf Zwangszusammenballungen als Ergebnis von Ausgrenzung; nur in Ausnahmefällen könnten sie als „Ghetto“ bezeichnet werden. Sie sind vielmehr Rückzugsgebiete sozialer und manchmal auch stadtreionaler Art, in denen Menschen Zuflucht suchen, die in ihrer Identität verunsichert oder entwurzelt sind. Einige sind mangels materieller und bildungsmäßiger Voraussetzung nicht in der Lage, sich in verschiedenen Kulturen zu bewegen. Andere, weitgehend assimilierte Immigranten (bzw. deren Kinder) reagieren mit dem – partiellen – Rückzug in die „ethnische Community“ auf Erfahrungen der Ausgrenzung und Xenophobie. Für viele Immigranten kommt hinzu, dass sie nur aus materieller Not oder aus Gründen politischer Verfolgung ihre Heimat verlassen haben und sich zwangsweise mit Fremde konfrontiert sehen – Fremde, die sie Sicherheit bei ihren Landsleuten suchen lässt. Diese Sehnsucht nach Sicherheit führt zu – partieller oder temporärer – Abgrenzung.

Das Bedürfnis nach Identitätssuche und Absicherung in der eigenen ethnischen Community ist nicht begrenzt auf eine bestimmte soziale Schicht; auch bei weitgehend integrierten, oft sogar durch neue familiäre Bindungen hier beheimateten Menschen gibt es immer wieder den Wunsch und das Bedürfnis nach Vertrautheit in der Heimatkultur, nach vertrauter Sprache, vertrauten Gewohnheiten, vertrauten Riten, oft auch den Wunsch, die eigene Heimatkultur, Sprache und Religion an die eigenen Kinder weiterzugeben (das Phänomen der koreanischen Krankenschwestern ist hierfür typisch).

Wenn Abschottung zur Ausgrenzung wird, wenn der Rückzug Antwort auf Xenophobie ist und wenn diese Ausgrenzung zur Ghettobildung führt, in dem sich soziale Probleme aller Art zu Gewaltpotential ballen, so muss der Staat, so muss die Kommune Gegenstrategien entwickeln. Das Bedürfnis nach Abgrenzung jedoch, nach Versicherung der jeweils eigenen kulturellen Identität im Rahmen der Community, deren Begrenzung durch nationale, kulturelle oder religiöse Pfosten markiert sein können, muss in seiner Notwendigkeit für die Immigranten erkannt, akzeptiert und ausgehalten werden, bedeutet es in seiner Konsequenz möglicherweise Ausgrenzung des „Gastgebers“: Für einen bestimmten Raum realer oder verfasster Art müssen andere Regeln akzeptiert werden. Dort sind die „Einheimischen“ fremd, auf ihrem eigenen Terrain.

Die ethnischen Communities gruppieren sich um Vereine, Kulturhäuser, Religionsstätten, Ladengruppen. Die meisten von ihnen werden in der (deutschen) Öffentlichkeit kaum bemerkt. Viele dieser Communities sind durch kulturelle Aktivitäten definiert, durch Tanz- und Musikgruppen, durch Folkloreaktivitäten, durch Kulturfeste, durch Bildungsarbeit (Vermittlung der Muttersprache), durch gemeinsame politische oder religiöse Überzeugungen. In diesen Vereinen sind oft Menschen organisiert, die sich sehr genau ihrer Doppelprägung bewusst sind, sich als Teil ihrer Heimatkultur und als Deutsche fühlen, oft auch die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen haben. Ihre Themen sind durchaus auch die unseren, die Perspektive ist anders. So führte der Arabische Kulturverein, in dem viele Künstler und Intellektuelle organisiert sind, im Neuköllner Kiez einen vereinsinternen Workshop zum Thema „Wohin mit der kulturellen Identität?“ durch, in dem um „integrationsfähige Identität“ und/oder „identitätsbewahrende Integration“ gerungen wurde. Den nächsten Workshop wollen wir zusammen durchführen. Dieses Bedürfnis nach Nähe zu Menschen gleicher kulturell-ethnischer Herkunft ist eine Antwort auf den Verlust von Heimat, von lokaler Verwurzelung, auf die Angst des Verlustes der eigenen Identität, auf Verletzungen durch die nicht immer sehr freundlichen Gastgeber, es ist aber auch ein sehr positiver Ausdruck der Verbundenheit mit eigenen kulturellen Traditionen und dem Bewusstsein der eigenen Wurzeln in familiären und ethnischen Traditionen. Dieses Bedürfnis muß somit keineswegs begründet sein in mangelnder Integrationsbereitschaft und -fähigkeit oder gar Feindschaft dem Einwanderungsland gegenüber.

Wir hätten all dies schon lange lernen können von unserem „Böhmischen Dorf“, in dem heute noch die Erinnerung an die Heimat der Vorfahren präsent ist und gepflegt wird – präsent in den Namen, die sowohl auf Türklingeln wie auf Grabsteinen des wunderschönen alten Kirchhofs, präsent in dem Bemühen, bereits vor 1989 eine Partnerschaft mit dem Herkunftsort aufzubauen. Unsere „Böhmen“ sind natürlich voll integriert, sie sind sogar ein gewichtiger kommunalpolitischer Machtfaktor in Sachen Denkmalschutz, sie pflegen aber nach wie vor die Vergewisserung der eigenen – besonderen – Identität in kultureller und religiöser Hinsicht.

Dies Beispiel kann uns immer wieder Geduld lehren, was die Dauer und die Qualität von Integrationsprozessen anbelangt. Es lehrt uns aber auch, dass die Rückversicherung und Vergewisserung in der eigenen Minderheiten-Community, die die anderen zeitweise ausgrenzt, dem verantwortlichen Engagement in der und für die „neuen Heimat“ keinerlei Abbruch tut.

Was erwähnt werden muss: Die Böhmen erhielten 1737 sofort volle Bürgerrechte (sogar einige Privilegien), sie mussten nicht fürchten, nach Belieben wieder weggeschickt zu werden. Sie waren Einwanderer.

Die sich erst seit wenigen Jahren deutlich spürbare stärkere Positionierung der „Ausländer“ in Communities bzw. Verbänden und Vereinen spiegelt ihre rechtliche Lage wider bzw. den durch ein neues Einwanderungsgesetz dringend zu stabilisierenden Zustand. Die Sprecher der Communities sind meist deutsche Staatsbürger, die jedoch größten Wert auf ihre nicht-deutsche kulturelle Prägung legen und deren Achtung erwarten.

Diese Akzeptanz partieller und/oder temporärer Abgrenzung (die möglicherweise auch von den Bewohnern des Gastlandes eingefordert wird) ist die andere, für manche neue, auf jeden Fall gewichtiger gewordene Seite der Medaille „kommunale Kulturarbeit in der multiethnischen Gesellschaft“. Sie ist für unsere kulturpolitischen Leitgedanken in Neukölln von grundlegender Bedeutung, denn wir haben es mit vielen dieser Communities zu tun. Es ist letztlich die – zumindest temporäre - Akzeptanz gleicher Augenhöhe.

Die Berücksichtigung in dem Modellprojekt-Bündel „Entimon“ des Bundesministeriums für Jugend, Familie, Frauen und Senioren mit unserem Konzept „Kulturnationen Neukölln“ bot uns die Chance, mit ein wenig Geld und ein wenig personeller Verstärkung die Communities besser kennenzulernen und sinnvolle Begegnungsanlässe anzubieten. So erfanden wir die „längste Kaffeetafel der Welt“, an die Neuköllner Communities sich und die Gropiusstädter – als „blind date“ - zu jeweils landesüblichem Kaffeeklatsch an landesüblicher Kaffeetisch-Ästhetik einzuladen konnten; wir veranstalten das „Internationalen Spielefest“, bei dem viele Communities und Vereine sich gegenseitig ihre beliebtesten (Brett-)Spiele vorstellen und zusammen spielen. Ein Ergebnis: Die Internationale Caromm-Meisterschaft (ein indisches Spiel) findet nun in Neukölln statt.

Die Griechen laden die Polen ein, die Russen die Italiener, die türkischen Senioren die Inder: Man lernt sich kennen, Menschen sprechen miteinander. Oft, aber nicht immer sind Deutsche deutscher Herkunft dabei.

Hinter all diesen Anlässen steht der Versuch, Kulturarbeit als Kommunikator, Mediator, Mauerspecht zu nutzen, in dem Sinne von Tomas Ybarra-Frausto , Rockefeller Foundation New York, als „transcultural contact zone“² zu konzipieren und anzubieten. Kulturarbeit, Kulturprojekte bieten die Bühne, auf der sich Menschen unterschiedlicher Kultur, auf der sich multiethnische Communities präsentieren, anbieten, um Partner werben können – nicht in der Erwartung, dass da gleich eine glückliche Ehe und viele Kinderchen entstehen, sondern in der Hoffnung, dass unterschiedliche Menschen unterschiedlicher Kulturen sich begegnen. Die Bühne allerdings sollte nicht selbst die Botschaft sein, sondern die auf ihr Agierenden, und sie wird durch diese unterschiedliche Prägungen annehmen.

Formelhaft lassen sich die Grundlinien von Kulturarbeit im multiethnischen Neukölln folgendermaßen umreißen:

Konzeption des lokalen Kulturangebots als Weltkultur – unter Berücksichtigung sozialer und ethnischer Besonderheiten;

Verständnis der lokalen Kulturarbeit als „Kontaktzone“ von Gleichberechtigten unterschiedlicher ethnischer Prägung.

Dazu treten Selbstverständlichkeiten, dennoch nicht unwichtig: So ist von Anfang an ein Vertreter nicht-deutscher Neuköllner Kulturprojekte Mitglied in unserem Kulturbeirat, der über Projektgelder entscheidet; in den dem Kulturamt zugehörigen Einrichtungen gibt es keine besonderen „Ausländerprogramme“; sie sind selbstverständlich in die Programme integriert. Wenn das Heimatmuseum Ausstellungen z.B. über Neuköllner Gewerbe und Wirtschaft oder – wie jüngst - über Liebe in Neukölln macht, so sind selbstverständlich auch Menschen nicht-deutscher Herkunft Gegenstand des Interesses.

Dennoch wissen wir, dass wir viele Neuköllner, und unter diesen vielen sind besonders viele nicht-deutscher Herkunft – nicht erreichen mit unseren Angeboten. Vor allem mit den fundamentalistischen Moslems, die zu den 23 Moscheen Neuköllns – neben der großen, bekannten Moschee am Türkischen Friedhof gibt es viele uns unzugängliche Moscheen in Höfen und auf altem Industriegelände – pilgern, und vor allem mit ihren Frauen haben wir keinen Kontakt. Daran wird sich auch nichts ändern, wenn ihre Bereitschaft nicht wächst, sich deutscher Realität gegenüber zu öffnen. Ich hoffe, dies wird sich im Laufe der nächsten Generationen ändern, denn multiethnische Gesellschaft muss Kommunikation und Bereitschaft zu Veränderung beinhalten. Als bei dem jüngsten Neuköllner Grundschul-Theater-

Festival eine kleine Zirkus-Revue einer Schule, die nicht mehr die gewünschten drei deutschen Schüler pro Klasse findet, vorgestellt wurde, balancierte strahlend und stolz ein kleines, vielleicht zehnjähriges Mädchen auf einer großen Rolle, angetan in einen hellblauen Gymnastik-Anzug, den Kopf sorgfältig bedeckt mit einem Kopftuch. Die Lehrerin hatte mir von langen Kämpfen mit dem Vater erzählt, das Mädchen, das doch so gerne wollte, mitmachen zu lassen in der Zirkus-AG. In zwei Jahren sei das vorbei für die Kleine, meinte sie, viele ähnliche Erfahrungen erinnernd: Einer Frau könne so viel Leichtfertigkeit nicht erlaubt werden. Ich werde die Augen des Mädchens unter dem Kopftuch nicht vergessen – da leuchtete Lust auf Zukunft. Irgendwann wird sie sich diese Zukunft nicht mehr wegnehmen lassen.

(Veröffentlicht in: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hrsg.): Jahrbuch für Kulturpolitik 2002/03, Thema: Interkultur. Essen 2003)